

Prof. Dr. Günter Röhser, Evang.-Theol. Fakultät der Universität Bonn

"Christus lebt in mir". Welches Verhältnis der Apostel Paulus zu Jesus hatte und was das für uns heute bedeuten könnte

(Vortrag am 23.09.2023 in der Kirche zum guten Hirten in Haag)

Die Bekehrung im Leben des Paulus – Historie, Deutung, Psychologie

Pfarrer Gernert hat bei der Ankündigung meines Vortrags im Gemeindebrief auf ein Altarbild von Michael Triegel in der Pfarrkirche von Ebern hingewiesen, welches die Bekehrung des Paulus darstellen soll (indirekt übrigens auch die Sehnsucht des Künstlers nach seiner eigenen Bekehrung). Es zeigt zwei am Boden liegende Gestalten - Paulus und sein Pferd – sowie den vom Himmel her erscheinenden Christus, der den geblendet am Boden liegenden Paulus segnet (und damit für sein neues Leben vorbereitet). Hier herrscht natürlich künstlerische Freiheit: Wer die biblischen Texte kennt, weiß, dass von einem Pferd keine Rede ist: Das Pferd kommt in der damaligen Welt nur als königliches und als militärisches Reit- und Zugtier vor und steht einfachen Leuten nicht zur Verfügung. Paulus ist vielmehr zu Fuß unterwegs von Jerusalem nach Damaskus, als ihn sein sog. Damaskuserlebnis, also die Begegnung mit Christus, überfällt. Gut getroffen ist in dem Gemälde der einschneidende Charakter des Ereignisses, sein Offenbarungscharakter: „Offenbarung“ deswegen, weil dem Paulus durch dieses Ereignis etwas enthüllt und bekannt gemacht wird, was ihm in dieser Weise bisher noch nicht bekannt und noch nicht erreichbar war, nämlich dass Jesus von Nazareth der in den Himmel erhöhte Herr ist, dessen Anhänger er bisher verfolgt hatte.

Wer die biblischen Texte kennt, weiß auch, dass die Darstellung von Triegel durch die Berichte der Apostelgeschichte im Neuen Testament angeregt ist. Dreimal wird dort die Bekehrung des Paulus ausführlich berichtet und jedes Mal – durch den Kontext bedingt – etwas anders dargestellt: Zunächst als Erzählung über Paulus in der 3. Person (in Kap. 9) und dann noch zweimal als autobiographischer Bericht in zwei Verteidigungsreden des Paulus, also in der 1. Person (in Kap. 22 und 26). Schaut man jedoch in die als gesichert geltenden Briefe des Paulus selbst (die Apostelgeschichte ist ja nicht von ihm, sondern vom Evangelisten Lukas verfasst), so erlebt man eine Überraschung: Paulus äußert sich nur äußerst knapp und sparsam zu seinem Schlüsselerlebnis. Es ist so wenig, dass ich es hier vollständig zitieren kann (1Kor 9,1; 15,8; Gal 1,12.15-17): Paulus nennt es eine „Erscheinung“ und „Offenbarung Jesu Christi“. Gott habe es gefallen, „seinen Sohn zu offenbaren (in) mir“ (Gal 1,16). An einer anderen Stelle fragt er rhetorisch: „Bin ich nicht Apostel? Habe ich nicht Jesus, unseren Herrn, gesehen?“ (1Kor 9,1) Hier wird deutlich, dass für Paulus seine Bekehrung ganz wesentlich mit seiner Berufung zum Apostel (der „Völker“, also der nichtjüdischen Welt) verbunden ist (Gal 1,16: „damit ich ihn verkündige unter den Völkern“). Aber es wird auch deutlich, dass für ihn nicht das Ereignis als solches zählt (er malt es nicht aus wie der Maler Triegel oder die Apostelgeschichte), sondern seine Bedeutung und seine Folgen. Immerhin bleibt als Schnittmenge mit der Apostelgeschichte: seine Lebenswende hin zu Jesus (das wäre der bessere Ausdruck als „Bekehrung“, denn Paulus bekehrt sich ja nicht zu Gott und wechselt auch nicht seine Religion: Er erkennt „lediglich“ Jesus als jüdischen Messias und Sohn Gottes) und der Wandel vom Verfolger zum Verkündiger des Evangeliums, Damaskus in Syrien als Ort (Gal 1,17) und der optisch-visionäre Grundcharakter des Ereignisses.

Dass die Apostelgeschichte das Ereignis als Visionsbericht ausgestaltet, ist also durchaus sachgemäß. Wir kennen zahlreiche, auch außerbiblische Visionsberichte – und speziell von Bekehrungs- und Berufungsvisionen –, die dieselben Elemente wie die Berichte der

Apostelgeschichte aufweisen: Licht vom Himmel und göttliche Stimme, Hinfallen auf die Erde mit vorübergehender Schwäche oder Blindheit des Erscheinungsempfängers, ein Dialog mit Anrede und Selbstvorstellung des Erscheinenden, Auftragserteilung. Auch eine Umbenennung kann zu den traditionellen Elementen solcher Berichte gehören. Doch ist diese im vorliegenden Fall gerade nicht gegeben. Die Apostelgeschichte nennt ihre Hauptperson erst ab der 1. Missionsreise konsequent „Paulus“ (bis dahin „Saulus“). Sie leitet diesen Sprachgebrauch aber in 13,9 mit der Bemerkung ein: „Saulus, der auch Paulus (ist)“ – was bedeutet, dass dieser Mann von jeher zwei Namen hatte: einen hebräischen Rufnamen (Saul) und einen römischen Beinamen (griechisch Paulos, lateinisch Paulus), und er hieß auch sein Leben lang so: Saulus-Paulus. Zum Sprachgebrauch der Apostelgeschichte passt es, dass der Apostel selbst in seinen Briefen an die überwiegend nichtjüdischen Christusgemeinden in der hellenistisch-römischen Welt konsequent nur seinen Zweitnamen „Paulus“ benutzt – ein Zeichen seiner Hinwendung zu den Nichtjuden. Aber eine eigentliche Umbenennung in der Vision findet erst in der Nacherzählung der Bekehrungsgeschichte durch eine viel spätere, nachbiblische Offenbarungsschrift, die arabische Petrusapokalypse, statt. Die bekannte Redewendung „vom Saulus zum Paulus werden“, um den Wandel eines Menschen vom Bekämpfer zum eifrigen Verteidiger einer Ansicht zum Ausdruck zu bringen, kann sich also nicht auf das Neue Testament berufen.

Es handelt sich aber zweifellos um ein historisches Ereignis. Die vielen Paralleltexte mit Visionsberichten zeigen, dass das Damaskuserlebnis des Paulus im Rahmen der damaligen religiösen Erfahrungswelt etwas prinzipiell Mögliches und Nachvollziehbares war. Da Paulus dieses für ihn wenig schmeichelhafte Erlebnis und dessen für ihn einschneidende Bedeutung auch selbst bezeugt, haben wir keinen Grund daran zu zweifeln. Dass es freilich wirklich und wahrhaftig Jesus Christus war, der Paulus vor Damaskus begegnet ist, ist Teil der kirchlichen Glaubensüberlieferung und entzieht sich der historischen Nachfrage. Paulus selbst hat sein Erlebnis so gedeutet, und wir haben keinen Grund, ihm zu misstrauen – im Gegenteil: Es besitzt sogar eine gewisse historische und psychologische Plausibilität, wenn wir fragen, wie es zur Lebenswende des Paulus kam.

Dazu müssen wir etwas weiter ausholen und fragen zunächst: Warum beginnen wir unsere Beschäftigung mit der Frage, welches Verhältnis der Apostel Paulus zu Jesus hatte, überhaupt mit dem Damaskuserlebnis? Kannte Paulus denn vorher Jesus von Nazareth nicht? – Hier befand sich Paulus in einer durchaus ähnlichen Lage wie wir heute auch noch: Er war Jesus zu dessen Lebzeiten nie persönlich begegnet, hatte aber natürlich von ihm und seiner Nachfolgegruppe, die wir die „Jesusbewegung“ nennen, gehört. Er hatte sich ihr allerdings nicht angeschlossen, sondern vielmehr begonnen, sie zu bekämpfen.

Fassen wir an dieser Stelle kurz zusammen, was wir vom Leben des Saulus-Paulus bis zu diesem Zeitpunkt einigermaßen historisch zuverlässig wissen: Saulus-Paulus war ein Zeitgenosse Jesu, hat diesen aber um ca. 30 Jahre überlebt. Sein genaues Geburtsjahr ist unbekannt. Als Papst Benedikt XVI. 2007/08 anlässlich des 2000. Geburtstages des Apostels ein „Paulusjahr“ ausrief, dürfte er in etwa das Richtige getroffen haben: Saulus-Paulus wurde wahrscheinlich in der 2. Hälfte des 1. Jahrzehnts unserer Zeitrechnung geboren. Gestorben ist er um die Mitte der 60er Jahre in Rom – vielleicht im Zusammenhang mit der Christenverfolgung des Kaisers Nero im Jahre 64 n. Chr. (nach der Legende hingerichtet durch das Schwert, also durch Enthauptung). Als Geburtsort nennt die Apostelgeschichte Tarsus in Kilikien (heute südöstliche Türkei). Paulus ist demnach in der Diaspora („Zerstreuung“, nämlich des jüdischen Volkes), also außerhalb Palästinas, geboren (daher auch der römische Zweitname), in einer jüdischen Familie, die vielleicht ursprünglich aus

Palästina stammte und mit der er wahrscheinlich in jungen Jahren dorthin zurückkehrte, genauer: nach Jerusalem. Dort erhielt er eine Ausbildung als Schriftgelehrter (sein Brotberuf war Zeltmacher oder Lederarbeiter) und tat sich dann als eifriger Bekämpfer der jungen Gemeinschaft der Jesus-Christus-Gläubigen hervor (wie er auch selber zugibt). Man kann sich nun leicht vorstellen, wie der schriftgelehrte Verfolger sich immer intensiver mit der Gestalt Jesu beschäftigte und sicherlich auch von der Haltung und Lebensweise der von ihm verfolgten Christusgläubigen nicht unbeeindruckt blieb. Immerhin hat er, wie es scheint, deren Selbstverständnis als verfolgte Propheten (vgl. Apg 7,52) für sich selbst übernommen (1Thess 2,15f), so dass die Umkehrung, seine "Bekehrung" an dieser einen Stelle auch sprachlich-theologisch greifbar würde. Einen Hinweis könnte auch das griechische Wort für „verfolgen“ *diokein* geben: Seine Grundbedeutung (seit Homer) ist „nachjagen“ – und zwar sowohl im positiven wie im negativen Sinne. Die Frage Jesu: „Saul, was verfolgst du mich?“ (Apg 9,4) könnte also unterschwellig auch bedeuten: Saulus hat Jesus nicht nur verfolgt, sondern hat ihn (unbewusst) auch „gesucht“. All das verdichtet sich bei ihm spontan in seinem Damaskuserlebnis und bringt ihm die vollständige Gewissheit, ein neues Leben gefunden zu haben. So weit der religionspsychologische Deutungsversuch.

Paulinische Christusbystik – was ist das?

Kommen wir nun zu dem Pauluswort, das über meinem Vortrag steht. Seit seiner Lebenskehr kann Saulus-Paulus sagen: „Christus lebt in mir“ (Gal 2,20). Es ist ein Ausdruck für die unauflösliche existenzielle Verbundenheit des Apostels mit Jesus Christus. Der außergewöhnliche, hochemotionale Vorgang in der Bekehrungsvision ist gewissermaßen übergeführt worden in einen Dauerzustand. Der Zusammenhang lautet: „Es lebe aber nicht mehr ich, sondern es lebt in mir Christus. Was ich aber jetzt lebe im Fleisch (also in meinem irdischen Dasein), lebe ich im Glauben an den Sohn Gottes, der mich geliebt und sich selbst für mich hingegeben hat.“ Der Verweis auf den Glauben an die Heilstat Christi zeigt, dass Paulus hier nicht nur für sich selber, sondern exemplarisch für alle Glaubenden spricht. Die räumliche Beschreibung des Verhältnisses Christus – Mensch findet sich aber auch – im selben Paulusbrief – in der umgekehrten Anordnung (nicht Christus in uns, sondern wir in ihm): Alle Glaubenden sind Kinder Gottes „in Christus Jesus“, „einer in Christus Jesus“, oder mit dem Bild vom Kleid: „Die ihr auf Christus getauft seid, habt (damit) Christus angezogen“ (man kann auch übersetzen: „die ihr in Christus hineingetaucht seid“; Gal 3,26-28). Hier wird von der anderen Seite her die unauflösliche Zugehörigkeit der Glaubenden zu Jesus Christus (vgl. 3,29) zum Ausdruck gebracht. Man nennt diesen ganzen Aussagenkomplex die paulinische „Christusbystik“.

Was ist „Mystik“? Allgemein gesprochen ist es der Versuch (in der Reflexion und im praktischen Vollzug), durch Grenzüberschreitung über das normale Alltagsbewusstsein hinaus in Berührung mit der unsichtbaren göttlichen Wirklichkeit zu kommen. Dabei muss man (mindestens) zwei Grundformen von Mystik unterscheiden: eine, bei der es um die Verschmelzung mit dem Göttlichen und die Auslöschung der menschlichen Persönlichkeit geht. Diese Form finden wir vor allem dort, wo Gott als das All-Eine, das unpersönliche Absolute gedacht wird, wie z. B. in fernöstlichen Religionen oder in der Philosophie und Esoterik. Für die jüdische, christliche und islamische Mystik ist das in der Regel keine Möglichkeit, da dort das personale Gegenüber von Gott und Mensch, d.h. also sowohl das Person-Sein Gottes als auch die menschliche Persönlichkeit erhalten bleiben; eine Verschmelzung von Gott und Mensch und damit ein Aufgehen des Menschen in Gott findet nicht statt. Trotzdem geht es auch in dieser zweiten Form von Mystik darum, mit der göttlichen Wirklichkeit aufs Engste verbunden zu werden, göttliches Leben und Wirken in

sich zu haben. Das meinen auch die paulinischen „In“-Formeln (Christus in uns und wir in ihm), die im Übrigen auch vom Heiligen Geist ausgesagt werden können (der Geist in uns und wir in ihm).

Man kann sich das unmittelbar an dem zitierten Text aus dem Galaterbrief klar machen: Zunächst sagt Paulus: Nicht mehr ich lebe, sondern Christus lebt in mir. Das klingt nach einem ausschließenden Gegensatz (nicht-sondern). Doch die Fortsetzung relativiert dieses: Was ich aber lebe, lebe ich im Glauben. Das redende Ich, das menschliche Selbst bleibt erhalten. Aber es ist von der Wirklichkeit Christi durchdrungen und erfüllt – wir könnten auch sagen „bestimmt“ und „beherrscht“. Und es ist seinerseits zur Wirklichkeit Christi hin geöffnet und bleibt nicht bei sich und in sich verschlossen. Die Personsgrenzen bleiben zwar erhalten, aber sie werden durchlässig und beginnen zu verschwimmen. Der Endzustand ist für Paulus dann erreicht, wenn „Gott ist alles in allen“ (1Kor 15,28).

Zwei weitere Gesichtspunkte sind wichtig: Diese Christusmystik ist nicht besonders begabten „religiösen Virtuosen“ (wie Paulus zweifellos einer war) vorbehalten, sondern sie ist nach Paulus allen Glaubenden zugänglich. Man hat von einer „demokratischen Mystik“ gesprochen (Ulrich Luz, Daniel Marguerat). Und schließlich: Diese Mystik hat Konsequenzen. Wenn wir alle dasselbe Kleid (nämlich Christus) anhaben und in ihm sind, dann haben wir alle dieselbe Identität („Kleider machen Leute“, wie das Sprichwort sagt) und sind alle „einer“ in Christus. Und das bedeutet: Sämtliche sozialen Gegensätze, Trennungen und negative Wertungen sind zwischen den Christusgläubigen überwunden und überholt. Zwischen ihnen ist in religiöser wie in sozialer Hinsicht volle Einheit, Gleichheit und Gleichwertigkeit hergestellt: „Da gilt nicht Jude und nicht Griechen, da gilt nicht Sklave und nicht Freier, da gilt nicht männlich und weiblich; denn alle seid ihr einer in Christus Jesus“ (Gal 3,28). Wohlgemerkt: Es heißt nicht „eins“ (griech. *hen*) in Christus Jesus, sondern „einer“ (griech. *heis*). Das bedeutet: In der Folge der wechselseitigen Durchlässigkeit zwischen den Glaubenden und Christus sind auch die Personsgrenzen zwischen den Gemeindegliedern zwar nicht aufgehoben, aber durchlässig geworden und beginnen zu verschwimmen in Richtung auf die eine Einheits“person“ in Christus. Andernorts nennt Paulus diese Größe „Leib Christi“ (1Kor 12,12f.28).

Ein ähnliches Motiv ist uns auch schon in der Damaskusvision begegnet, wenn Jesus fragt: Saul, was verfolgst du mich? (Apg 9,4). Saulus-Paulus hat ja nicht eigentlich Jesus verfolgt, sondern die Jesusgläubigen, die Gemeinde Jesu. Aber beides kann man in der Wahrnehmung durch den Text kaum unterscheiden: Die Christus“person“ und die Gemeinde“person“ sind (fast) dieselbe.

Was hat das alles mit uns zu tun?

Kommen wir nun zum letzten Teil unserer Betrachtungen: Was hat das alles mit uns zu tun, mit Ihnen und mir? Meine Antwort: wenig und viel.

Zunächst zum „Wenig“: Von der Bekehrungsvision können wir absehen. Das ist eine Ausnahmeerfahrung und Paulus wäre nie auf die Idee gekommen, sie als Vorbild für andere zu sehen. Vielmehr hebt er nur das hervor, was auch für andere nachvollziehbar und bedeutsam ist: Von der Begründung seines Apostolats haben wir bereits gesprochen, und Apostel sind wir alle nicht. Aber im 3. Kapitel seines Briefes an die Gemeinde in Philippi stellt Paulus seine Lebenswende und seinen Durchbruch zur Erkenntnis Christi in den Kategorien allgemeiner Bekehrung und Rechtfertigung (ohne Vision und Himmelsstimme) dar. Und seine Adressaten sind dabei ehemalige Heiden, die eine Bekehrung zum Gott Israels

und zu seinem Sohn Jesus Christus vollzogen hatten. Das bedeutet: Es gibt Aspekte am Damaskuserlebnis, die auf alle Menschen anwendbar sind – also auch auf uns. Es sind dies die Erkenntnis Christi Jesu als des Herrn und das Anteil-Gewinnen an seiner Person und seinem Geschick, d. h. ihm als dem Sohn Gottes immer ähnlicher zu werden (also selbst ein Kind Gottes zu sein) und ihm am Ende im Sterben und Auferweckt-Werden (durch die Kraft seiner Auferstehung) gleichgestaltet zu werden (vgl. Phil 3,8-11). Das ist aber nichts anderes als das, was auch durch die dargestellte Christumystik (das wechselseitige Ineinander von Christus und den Glaubenden) erreicht wird. Christus wird nämlich als Kraft Gottes erfahren (1Kor 1,24), als eine Art göttliches Kraftfeld, in dessen Wirkungsbereich die Glaubenden Stück für Stück verwandelt werden – und zwar in und durch alles Leiden hindurch – in die Herrlichkeit Christi hinein (2Kor 3,18) und ihm dadurch immer ähnlicher („christusförmig“) werden. Das ist tatsächlich noch einmal mehr und anderes als eine persönliche Gottesbeziehung zu haben oder an Jesus zu glauben. Große Worte, fürwahr – und für den modernen Menschen auch schwer erschwänglich, weil unser aufgeklärter Personbegriff durch Autonomie (Selbstbestimmung) und unverwechselbare Individualität gekennzeichnet ist und wir uns nicht vorstellen können, dass eine fremde Person (wie Jesus Christus) in uns eindringt und dort die Kontrolle übernimmt. Für Paulus sind das aber keine Bilder für ein Leben im Glauben oder ein gläubiges Selbstverständnis, sondern es ist konkrete und erfahrbare Realität. Für uns ist es das in der Regel nicht, und wir sollten uns auch keine Illusionen machen über die Fremdartigkeit und Abständigkeit dieser mystischen Erfahrung. Deshalb schlage ich vor, etwas kleinere Brötchen zu backen und uns zu fragen: Wo gab oder gibt es in unserem Leben einen Punkt, wo Christ-Sein einen Unterschied macht? Wo habe ich etwas von dieser verwandelnden Kraft erfahren, wo ich mir sagte: Da hänge ich jetzt mein Herz dran, das ist mir entscheidend wichtig, hier finde ich meine Identität als Christ oder Christin (oder meinetwegen auch als Mensch), das möchte ich niemals aufgeben, vielleicht sogar: das ist meine ganz spezielle Form der Nachfolge. Das Festhalten an diesem einen Punkt – auch das würde Paulus „Glaube“ nennen, eine Glaubens“haltung“, die sinnstiftend wirkt im Leben und, hoffentlich, auch darüber hinaus.

Jetzt müssen wir zum Abschluss aber noch einmal zur Seite blicken, auf die anderen „Christumystiker“ und „-mystikerinnen“ neben uns: unsere Mitmenschen in der Gemeinde. Hier stellt sich ja mit der Überschreitung der Personengrenzen – die durch die gemeinsame Teilhabe an Christus möglich ist – vorstellungsmäßig dasselbe Problem wie eben. Aber für die praktische Anwendung stellt sich noch ein ganz anderes Problem: Wie sollen wir eine Einheit von Menschen bilden, die niemals alle an einem Ort zusammenkommen? Wie sollen wir die Überwindung aller Trennungen leben, wenn die vormaligen Getrennten gar niemals in unserer Mitte erscheinen? Oder noch schärfer: Unsere kirchliche Realität sieht so aus, dass wir Tausende unserer Mitglieder in den Gemeinden überhaupt nicht kennen, mit ihnen niemals in Berührung kommen. „Alle seid ihr einer in Christus Jesus“?

Wir merken: Soziologisch ist das Konzept des Paulus gar nicht auf unsere Situation anwendbar. Als erfahrbare Größe funktioniert es nur – wenn überhaupt (die Briefe des Paulus lassen anderes befürchten)! – innerhalb kleiner, überschaubarer Gemeinden mit überschaubaren übergemeindlichen Verbindungen wie damals in Galatien, Philippi oder Korinth. Und trotzdem ist die Anregung, die von Paulus ausgeht, klar und deutlich: Wir müssen *innerhalb* unserer Gemeinden überschaubare Gruppen und Beziehungen bilden (wie das ja auch in vielen Gemeindekreisen schon geschieht), in denen man sich möglichst gut kennt und die einen Unterschied ausmachen, der andere aufmerksam werden lässt und dazu einlädt (ob das z. B. auch digital möglich ist, ist eine interessante Frage, die jetzt für die Kirche ganz dringend ansteht). Ich weiß, dass distanzierte Kirchlichkeit hoch im Kurs steht

und auch von manchen Theolog*innen groß gefeiert wird. Darüber kann und muss man streiten – paulinisch ist es jedenfalls nicht. Und ich meine, wir sollten doch so nahe wie möglich an den Ursprüngen des Christentums dranbleiben und uns von dort unsere Orientierungen holen. So weit mein bescheidener Versuch Ihnen am Beispiel der paulinischen Christusbistyk vorzuführen, wie das aussehen könnte.